

Tonne Für die Tonne

Ein neues Wertstoffgesetz soll das Mülltrennen erleichtern. Wird damit auch etwas besser?

VON DIRK ASENDORPF

Deutschland ist Europameister im Mülltrennen. Wir haben Glascontainer, Gelbe Säcke, braune, blaue und graue Tonnen, es gibt Recyclinghöfe und Rücknahmesysteme. Beim Trennen unseres Abfalls sind wir so gründlich, dass wir nicht nur Verschiedenes trennen, sondern seit 1990 sogar Gleiches: Die leere Getränketüte mit Aluminiumauskleidung und die Verpackungsfolie aus Polyethylen stecken wir in den gelben Sack, die kaputte Rührschüssel aus demselben Kunststoff und die zerkratzte Alupfanne dagegen in die Restmülltonne.

Ein neues Wertstoffgesetz soll jetzt zusammenführen, was zusammengehört. Es wird derzeit im Umweltministerium erarbeitet, die Verabschiedung ist für nächstes Jahr geplant. Kern ist die bundesweite Einführung der sogenannten Wertstofftonne. Den Verpackungsmüll, der bisher in den gelben Sack gehört, sollen wir dort hineinwerfen und gleich hinterher alle »stoffgleichen Nichtverpackungen«, so der Fachausdruck für Plastikschüssel, Alupfanne und Co. Eine Studie des Umweltbundesamtes schätzt, dass sich die gesondert gesammelte Abfallmenge dank der neuen Tonne um 25 Prozent (oder sieben Kilo) pro Kopf erhöhen wird.

Nur: Einen ökonomischen oder gar ökologischen Vorteil wird diese Änderung nicht bringen. Das zeigt ein Blick in die Modellregionen, in denen zwölf Millionen Deutsche schon seit zehn Jahren den Umgang mit der Wertstofftonne proben. Jüngstes Beispiel ist seit Anfang 2013 die Hauptstadt Berlin. Eine erste Auswertung kommt dort zu niederschmetternden Ergebnissen.

Tatsächlich ist die gesondert gesammelte Abfallmenge mit der Einführung der Wertstoff-

tonne um vier Kilo pro Kopf gestiegen. Doch ein Drittel der Gesamtmenge besteht aus Dingen, die gar nicht in die neue orange-gelbe Tonne gehören: nasser Hausmüll, dreckiges Papier, kaputte Elektrogeräte, Textilien, gebrauchte Einwegwindeln. »Fehlwürfe« nennt das der Ingenieur Alexander Gosten von der Berliner Stadtreinigung. Dazu komme ein »Fehlreiz«: Weil die Wertstofftonne kostenlos vor die Tür gestellt wird, gebe sie »keinerlei Anreize, Abfall zu vermeiden«.

Besonders drastisch zeigt sich das Dilemma beim Hauptinhalt der neuen Berliner Tonne: Plastik. Gemischte Kunststoffe machen die Hälfte der getrennt gesammelten »Wertstoffe« aus – pro Kopf sind das zwölf Kilo im Jahr. Doch PET, der einzige Kunststoff, für den Recyclingbetriebe tatsächlich viel Geld bezahlen, ist kaum dabei. Den haben Flaschen- und Müllsammler nämlich schon vorab auf eigene Faust aus den Tonnen gefischt.

Über das, was übrig bleibt, rümpft die Kunststoffindustrie die Nase. Es ist eine häufig stark verschmutzte Mischung minderwertiger Plastiksorten. Weniger als zwei Prozent sind als Rohstoff für die Kunststoffherstellung geeignet. Beim Rest geht es höchstens um Downcycling statt Recycling, er kann meist nur noch als Granulat in der Bauindustrie verwendet werden.

Mit zwei Dritteln des aufwendig sortierten Plastikabfalls aus der Wertstofftonne ist überhaupt nichts mehr anzufangen. Er landet am Ende dort, wo auch der Restmüll bleibt: in der Verbrennung. »Energetische Verwertung« heißt das im Schönsprech der Abfallwirtschaft, in der Statistik trägt das verbrannte Plastik so zur Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebenen Verwertungsquote bei. Dabei richtet die Kunststoffverbrennung schon heute einen beachtlichen Klimaschaden an.



Wenn die Deutschen etwas gut können, dann dieses: Ihren **Abfall sortieren**. In die gelbe, die grüne, die blaue ...

Das einzig wertvolle in der Wertstofftonne sind die Metalle, die den Müllsammlern durch die Lappen gegangen sind. In Berlin machen sie 16 Prozent der Gesamtmenge aus. Ihr Recycling ist ausgesprochen sinnvoll, es verbraucht viel weniger Energie als eine Bergbauförderung.

Der Schönheitsfehler daran: Die Metalle müssten gar nicht getrennt gesammelt werden, sie können auch aus der Schlacke zurückgewonnen werden, die nach der Restmüllverbrennung anfällt. Dieser Sekundärrohstoff habe eine bessere Qualität und lasse sich gut vermarkten, sagt Alexander Gosten. »Für das Metallrecycling ist die Wertstofftonne nicht notwendig.«

Niemand braucht also diese Tonne. Und trotzdem wird sie bald vor unseren Türen stehen. Um das zu verstehen, muss man wissen, dass unsere Abfallwirtschaft seit 25 Jahren zweigeteilt ist: Es gibt eine kommunal verantwortete Hausmüllentsorgung und eine privatwirtschaftliche Verpackungsmüllentsorgung. Letztere hat einen Jahresumsatz von einer guten Milliarde Euro – und wenig Interesse daran, an dem geteilten System etwas zu ändern. Auch wenn die Trennung ökologisch Quatsch ist, ökonomisch ist sie äußerst lukrativ.

Den rund 10 000 Regelungen des deutschen Abfallrechts wird das neue Wertstoffgesetz ein paar weitere hinzufügen, Streichungen an anderer Stelle sind nicht geplant. Im Wust der Paragraphen ist der ursprüngliche Sinn der Verpackungsverordnung dabei längst aus dem Blick geraten: die drastische Reduzierung des Verpackungsmülls und die möglichst weitgehende Wiederverwertung seiner unvermeidbaren Reste. Deutschland ist Vizeeuropameister im Wegwerfen von Verpackungen, wir erzeugen und verbrennen davon mehr als 1990.

Ein Wertstoffgesetz, das seinen Namen verdient, müsste darauf zielen: Weniger Abfall statt noch mehr Trennung.

In den falschen Händen

Ein dunkles Forschungskapitel – eine Tübinger Ausstellung zeigt das wiederentdeckte Material eines »Rassenbiologen« VON PATRICIA LANG

Mehr als 600 Handabdrücke, blaue Tinte auf vergilbtem Papier. Sie sind durchnummeriert und beschriftet mit »Jude« oder »Litzmannstadt«, bei vielen Bögen schimmert der Schriftzug »Behördeneigentum« durch, die rückwärtige Beleuchtung lässt das Wasserzeichen sichtbar werden.

Die Seiten, die nun in einer Ausstellung im Tübinger Schloss zu sehen sind, schlummerten jahrzehntelang in einer Kiste im ehemaligen Rassenbiologischen Institut der Universität Tübingen. Erst 2009 entdeckte sie dort der Medizinhistoriker Albrecht Hirschmüller, durch ihn erfährt schließlich Urban Wiesing davon, der Direktor des Instituts für Ethik und Geschichte der Medizin in Tübingen. Als Wiesing die Bögen zum ersten Mal sieht, denkt er sofort an eine Ausstellung: »Die Aura und Eindringlichkeit der Hände – das musste einfach gezeigt werden.«

Was da nun in zwei Räumen zu sehen ist, erzählt exemplarisch von den Verstrickungen der Wissenschaft während der Zeit des Nationalsozialismus. Denn die zeigten sich nicht nur in den horrenden Versuchen des KZ-Arzt Josef Mengele oder in den abstrusen Bemühungen, eine »arische Physik« zu etablieren. Sie zeigten sich auch in ganz alltäglichen Karrieren wie der des Anthropologen Hans Fleischhacker.

Der sitzt im Jahre 1940 gerade in Tübingen an seiner Habilitationsarbeit, ist Mitglied des Stabes des Rasse- und Siedlungshauptamtes-SS und seit 1940 auch NSDAP-Mitglied. Ein – für damalige Verhältnisse – ganz normaler Vertreter seines Fachs. Promoviert hat er über die Vererbung der Augenfarbe, nun will er zeigen, dass sich die Rasse eines Menschen auch an seinen Händen ablesen lasse. Dazu wertet er Abdrücke aus, die zwei Mitarbeiterinnen des Reichsgesundheitsamtes im Januar 1940 im polnischen Łódź gesammelt haben, wo gerade die Juden im Ghetto Litzmannstadt zusammengepfercht werden. Mitten in den Wirren des Krieges lassen die Anthropologinnen 206 Männer und 103 Frauen ihre Hände auf Papier drücken.

Dort sucht Fleischhacker nach markanten Kennzeichen in den Handlinien und glaubt sie auch zu finden. Eine »rassische Sonderstellung« der Juden, so schreibt er am Schluss in seiner Habilitationsarbeit, ist »glaube ich, klar erwiesen«.

Wissenschaftlich sei die Arbeit eher schwach, urteilt Urban Wiesing heute; es gibt keine minutiösen Analysen und keine direkten Vergleiche; die Daten der Kontrollgruppe stammten ausschließlich aus Aufzeichnungen anderer Wissenschaftler. Doch das entsprach dem damaligen Standard, 1943 wird die Habilitation von der Tübinger Universität angenommen.

»Fleischhackers Forschung war damals nichts Ungewöhnliches«, erläutert Wiesing, »er hat wie viele andere die phänomenale Vielfalt der Menschen analysiert.« Zwar schreibt Fleischhacker selbst, seine Forschung habe »auch vom rassenpolitischen Standpunkt aus« eine große Bedeutung. Ansonsten ist seine Wortwahl aber durchweg trocken und wissenschaftlich. Ein Fanatiker sei Fleischhacker nicht gewesen, meint Wiesing. Eher ein Forscher, der seiner Arbeit nachging – und sich, wie viele andere, der herrschenden Ideologie anpasste. Selbst später fand offenbar kaum ein Forscher Fleischhackers Arbeit verwerflich, 1960 wurde sie noch zitiert. Und auch der Anthropologe selbst arbeitete noch lange Zeit als Wissenschaftler.

Nach dem Krieg gab er – wie so viele – an, nichts gewusst zu haben. Zwar wurde später bekannt, dass er 10 Tage in Auschwitz verbracht und dort Menschen für eine Skelettsammlung ausgewählt hatte. Von den Folgen dieser Wahl will er aber nichts gewusst haben. 1949 wird er als Mitläufer eingestuft, 1951 erscheint eine Zusammenfassung seiner früheren Forschungen.

(In der die Hände aus Litzmannstadt allerdings nicht vorkommen). Schließlich wird Fleischhacker 1971 an der Universität Frankfurt zum Professor ernannt und ist dort bis zu seiner Emeritierung 1977 tätig. Die jüdischen Hände verschwinden buchstäblich in der Truhe des Vergessens.

Nun erst erweckt sie die Tübinger Ausstellung »In Fleischhackers Händen« zum Leben. Auf zwölf Wänden sind je 24 Handpaare zu sehen. Auf den ersten Blick erscheinen alle gleich, seriell und anonym. Je näher man sie betrachtet, desto einzigartiger erscheint jeder einzelne Abdruck. Fleischhacker hatte in den Händen nach gemeinsamen Merkmalen gesucht, die Ausstellung gibt ihnen wieder ihre Individualität zurück.

Die Ausstellung »In Fleischhackers Händen. Wissenschaft, Politik und das 20. Jahrhundert« ist noch bis zum 28. Juni im Tübinger Schloss zu sehen



Handabdrücke aus dem jüdischen Ghetto der Stadt Łódź in Polen

ANZEIGE

Ihr Wegweiser im Stiftungswesen
Publikationen des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen

Verzeichnis Deutscher Stiftungen

2014 | 8., erweiterte Auflage

»Unverzichtbar für Fördersuchende und Kooperationswillige.«

Das umfangreichste Nachschlagewerk zum deutschen Stiftungswesen: Das bundesweite Stiftungsregister des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen umfasst über 22.700 Stiftungsporträts in drei Bänden und auf CD-ROM.

Bände 1–3 mit CD-ROM | 279,- €* | Bände 1–3 | 199,- €* | CD-ROM | 199,- €*
ISBN: 978-3-941368-59-0 | ISBN: 978-3-941368-60-6 | ISBN: 978-3-941368-61-3



StiftungsRatgeber – Wissen für die Stiftungspraxis



Hedda Hoffmann-Stuedner
Die Gründung einer Stiftung
Ein Leitfadens für Stifter und Berater
StiftungsRatgeber Band 1
2014 | 160 Seiten | 19,80 €*
ISBN: 978-3-941368-53-8
auch als E-Book erhältlich



Burkhard Küstermann,
Hedda Hoffmann-Stuedner
Stiften und spenden
Treuhandsstiftung, Stiftungsfonds und Co. – Gestaltungsmöglichkeiten zur finanziellen Förderung gemeinnütziger Organisationen
StiftungsRatgeber Band 2
2011 | 172 Seiten | 19,80 €*
ISBN: 978-3-941368-14-9
auch als E-Book erhältlich



Hans Fleisch
Stiftungsmanagement
Ein Leitfadens für erfolgreiche Stiftungsarbeit
StiftungsRatgeber Band 4
2013 | 188 Seiten | 19,80 €*
ISBN: 978-3-941368-50-7
auch als E-Book erhältlich



Hermann Falk
Vermögensanlage
Stiftungsvermögen professionell verwalten – ein Leitfadens
StiftungsRatgeber Band 6
2011 | 128 Seiten | 19,80 €*
ISBN: 978-3-941368-18-7
auch als E-Book erhältlich

* Preise inkl. MwSt. zzgl. Versandkosten von 3,00 € bzw. 8,00 € (Buchausgabe Verzeichnis Deutscher Stiftungen). Für Mitglieder des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen gelten ermäßigte Preise.

Bundesverband Deutscher Stiftungen

Bestellung und weitere Informationen:
Bundesverband Deutscher Stiftungen
Mauerstraße 93 | 10117 Berlin

Telefon (030) 89 79 47-0 | Fax -41
www.stiftungen.org/verlag
verlag@stiftungen.org